

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 104 (1978)
Heft: 26

Artikel: Phototorheiten
Autor: Heisch, Peter / Wyss, Hanspeter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-610063>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Phototorheiten

Als eine Zeitung unlängst eine Photo von mir verlangte, die mich in Aktion zeigen sollte, gingen mir zum ersten Male wirklich die Augen auf. Dabei stellte ich ernüchtert fest, dass es kaum eine brauchbare Aufnahme von mir gab, weil ich als aktiver Familienporträtist zwar hin und wieder das Auge hinter dem Sucher habe, um «den Japaner zu spielen» (wie mein Sohn diesen Vorgang zu kommentieren pflegt), jedoch kaum selbst jemals vor der Kamera posierte. Das veranlasste mich zu der ernstesten Ueberlegung, inwieweit man mit dem Instrument des Photoapparates eine gewisse Herrschaft auf andere ausübt. Ich denke dabei nicht so sehr an jene gefürchtete, aber gottlob im Schwinden begriffene Situation, bei der uns ein sonst nobler Gastgeber plötzlich mit liebenswürdigem Lächeln erklärt, er werde uns nun zur Feier des Tages seine Dias von der Ferienreise nach den Kanarischen Inseln zeigen, was bestenfalls einer Nötigung gleichkommt. Mir scheint vielmehr, als wäre schon der Photoapparat an sich ein recht autoritäres Werkzeug, über dessen Gebrauch man mit Fug und Recht geteilter Meinung sein kann, ohne gleich als Bilderstürmer gebrandmarkt zu werden.

Photographierende Touristen sind die modernen Kopfjäger unserer unkultivierten Zivilisation. Ihr einschlägiges Vokabular, das vom «Bild schiessen» spricht, verrät bereits hinreichend, wie sehr sie sich dabei von den niederen Instinkten renommiersüchtiger Trophäensammler leiten lassen. Der verständliche Wunsch nach Festhalten eines flüchtigen Augenblicks ist mehr und mehr zu einer Ersatzbefriedigung für mangelnde Erlebnisfähigkeit ausgeartet. Was nicht schwarz auf weiss (oder möglichst in Farben) auf den Film gebannt und entwickelt werden kann, bleibt in unserer Erinnerung unterbelichtet. Indem wir zu fesseln versuchen, was uns vor die Linse kommt, geben wir uns der Illusion hin, wir hätten die Zeit angehalten und zum Stillstand gezwungen, wenn sich der näheren Umstände, unter denen der Schnappschuss einst zustande kam, später auch kaum noch jemand entsinnt.

Man muss nur einmal die fast schon rituellen Verrenkungen beobachten, die das photographie-

rende Fussvolk in der Saison an jenen Stätten vollführt, die mit Sehenswürdigkeiten gesegnet sind: Das Objektiv wird flink auf das abzulichtende Objekt gerichtet, noch bevor man dasselbe ins natürliche Auge gefasst hat. Aber was soll's? Das nachzuholen hat man schliesslich später zu Hause noch genügend Zeit. Mir scheint, Gottfried Kellers Spruch: «Trink, o Auge, was die Wimper hält» müsste zeitgemäss umgedichtet werden in: «Klickt, Verschlüsse, was der Kasten hält / Fangt sie ein, die schöne, bunte, heile Welt.»

Vor allem dort, wo die Welt noch leidlich heil erscheint, kann mit den Kameras grosses Unheil angerichtet werden. Das trifft hauptsächlich auf die entlegenen Gegenden sogenannt unterentwickelter Länder zu. Wenn eine Horde bis an die Zähne mit zentnerschweren Teleobjektiven und Koffern voller Zubehör bewaffneter Spiegelreflexvoyeure

auf Photosafari in den afrikanischen Busch aufbricht, so richtet sie bestimmt mehr Schaden an als eine ganze Elefantenherde im Porzellanladen. Ich verstehe die animistische Furcht primitiver Stämme, die der Auffassung sind, es werde ihnen beim Ablichten ihrer Person ihre Seele geraubt. Der Einwand ist nicht ganz von der Hand zu weisen; denn die Aufnahme könnte ja leicht verwackeln und damit ein schlechtes Bild von uns abgeben, wogegen man sich nicht zur Wehr setzen kann. Vielleicht schneidet man auch gerade eine Grimasse, während einer auf den Auslöser drückt, und muss nun gewärtigen, für alle Zeiten als ein Unhold in den Familienchroniken, als welche die Photoalben zu bezeichnen sind, verewigt zu werden. Der Mensch hat jedoch ein Recht auf Unversehrtheit seiner Person – selbst im Format 6 × 9, hoch oder quer. Andererseits: Wer sich vor eine Kamera

stellt, verliert meistens die Unschuld der Natürlichkeit. Es gibt wohl auch kaum etwas Demütigeres als Armut, die sich knipsgeilen Touristen für ein Bakschisch als pittoreske Staffage ins Bild drängt.

Da ich in einem Städtchen wohne, das man früher als malerisch zu bezeichnen pflegte (was heute zutreffender mit photogen umschrieben werden müsste), bin ich es bereits gewohnt, auf Schritt und Tritt den Bildschissern ins Gehege zu kommen. An klaren, sonnigen Tagen bewege ich mich als ein Statist in diesem Freilichtatelier durch die verschiedensten Verschlusszeiten, und um mich herum brodeln ein einziges Linsengericht. Es ist leider kaum zu vermeiden, dass ich bei diesem Gang durch die kniefällige eine bemalte Hausfassade anpeilende Menge beiläufig auf ein paar Dutzend Filmen festgenagelt werde. Weiche ich dem einen aus, gerate ich ins Visier des nächsten, welcher gerade abdrückt und mich mit einem merkwürdigen Grätschschritt als Provinztrottel auf den Film gebannt hält, was mich jedesmal innerlich erschauern und mit dem Schicksal hadern lässt, dass man in solchen Fällen nicht den Persönlichkeitsschutz in Anspruch nehmen darf. Der Gedanke, eines schönen Abends auf einer Projektionsleinwand zu erscheinen und mein Konterfei als Anregung für den Verzehr von Erdnüsschen erhalten zu müssen, ist mir nämlich äusserst unangenehm.

Ebensowenig Verständnis habe ich ferner für jene Sorte hurtiger Knipser, welche aus dem fahrenden Zug oder Flugzeug ihre Bilder schiessen, ohne Rücksicht darauf, dass sie dabei nurmehr den Kopf ihres mitreisenden Nachbarn einfangen. Sie bestärken mich höchstens in meiner Ansicht, Photographieren sei zu meist eine reichlich kopflose Angelegenheit, ausgeübt von Leuten, die nicht imstande sind, ihre Eindrücke im Kopf zu behalten, weshalb sie sich der Kamera bedienen. Ihr Inneres ist gleichsam auf Stativ gesetzt, an dem das Leben vorübergleitet, um auf den auslösenden grossen Moment zu warten, der sich indessen nie ereignen wird. Fest steht für mich jedenfalls: Ich werde nach diesen Erkenntnissen mit der Kamera noch sorgsamer umgehen als bisher.



HANSPETER WYSS